

Rechtsunsicherheit oder Reformstau: Über das Urteil im Elmex-Fall gehen die Meinungen auseinander **SEITE 10**

Vorsichtiger Optimismus für die letzte Chance eines Stadions auf dem Hardturm **SEITE 11**

Die Internationale der Möblierung

Nie in der Geschichte war das Bewusstsein für die Individualität ausgeprägter als in unserer Zeit. Und nie war die Erfüllung individueller Wünsche uniformer als heute. Das manifestiert sich beispielhaft in unseren Wohnzimmern. Von Roman Bucheli

Unsere Eltern lebten noch in einem ewigen Biedermeier. Als sie ihre ersten Möbel kauften, unterschieden sich diese kaum von jenen unserer Grosseltern. Das Buffet als Zentralgestirn jedes Wohnzimmers war dem katholischen Altar nachgebildet. In den Seitenflügeln war das bessere Kaffee- und Teegeschirr untergebracht, hinter der verglasten Mitteltüre standen wie in einem Tabernakel die Kristallgläser und Weinkelche. Über allem aber thronte als sanft geschwungene, neobarocke Kuppel eine Pendüle, die zuverlässig die Stunden schlug. Die Zeit verging, aber sie stand in solcher Möblierung zugleich still.

Das änderte sich erst, als unsere älteren Schwestern auszogen und ihre Ehemänner ihnen grossspürige Wohnwände anschafften. Weiterhin beherrschten sie die Wohnzimmer. Aber sie sahen nun aus, als seien sie den Karosserien schnittiger Sportwagen nachempfunden, schwarzes, auf Hochglanz poliertes Furnierholz, viel Glas und Chromstahl, in der unteren Mitte eine Aussparung für den Fernseher oder wahlweise für Souvenirs und Nippes. Nur der Tabernakel war in einen Seitenflügel verschoben worden, dafür nun mit Innenbeleuchtung und Verspiegelung ausgestattet, darin die Bar mit Schnäpsen und Eierlikör.

Möbel für den Homo Faber

Dann zogen wir selber aus und kauften uns, mit wenig Geld, die ersten eigenen Möbel: einen Schreibtisch und ein Büchergestell. Das Bett nahmen wir von zu Hause mit. Die Tischplatte bestand aus Pressspan. Wir legten sie unbefestigt auf Holzböcke. Das Regal aus unbehandeltem Holz mussten wir zusammenschrauben, die Tablare waren vom ersten Tag an verzogen und wurden es täglich mehr. Allein das zunehmende Gewicht der Bücher hielt sie einigermaßen flach. Aber wir fühlten uns grossartig. Die Billigmöbel von Ikea machten jeden von uns zu einem Homo Faber im doppelten Sinn: Die eigenhändig in die kleine Bude getragenen Holzbretter mussten erst einmal zum Möbel zusammgebaut werden. Das System Eigenbau erwies sich als umso erfolgreicher, je mehr es – bei zwei notorisch linken Händen – zum Slapstick taugte. Und hinter dem aufgebockten Schreibtisch glaubten wir nicht nur in den Maschinenraum der Moderne zu schauen, wir fühlten uns ganz selbstverständlich als Teil davon.

Es hob eine neue Zeit der Verlässlichkeit an. Über Jahre begleitete uns nun das schwedische Möbelhaus auf unseren Wegen. Wohin wir kamen: Die Regale waren zuverlässig die gleichen. Brach ein Tablar, wurde es ersetzt, egal, wo wir gerade lebten. Der Ikea-Katalog wurde das neue Buch des Lebens, ein Weltbuch in jeder Hinsicht. Dieses galt uns fortan als die Bibel des Wohnens und war übersetzbar in alle Kulturen und alle Sprachen. Mit ihm erlebten wir unser erstes Pfingstwunder. Im Unterschied zu unseren Eltern verging uns nicht nur die Zeit (auch wenn uns keine Pendüle mehr stündlich daran erinnerte und wir uns in einer ewig währenden Jugend wähten), wir wussten auch (und bildeten uns gar etwas darauf ein), dass wir mit der Moderne in einer Zeit der Beschleunigung lebten. Aber während sich draussen alles immer schneller änderte, fanden wir in unserem Gehäuse eine neue Beständigkeit und Verlässlichkeit. Das Regal blieb stets dasselbe.

Ein Widerspruch?

Aber hatten wir vielleicht etwas übersehen? Wir hielten uns etwas zugute auf unsere Individualität. Das unbehandelte Holz im Zimmer gab uns gar den Anstrich des Anarchischen. Wir empfanden uns jedenfalls als durch und durch unangepasst. Und Kurt Tucholskys Diktum imponierte uns, auch wenn wir es nicht vollends verstanden: «Lieber einen Anzug nach Mass als eine Gesinnung von der Stange.» So wollten wir auch sein. Aber bezogen wir nicht unsere ganze Lebensausstattung von der Stange? Von der Gesinnung bis zu dem Regal und dem aufgebockten Schreibtisch? Hatten uns etwa die Schweden genarrt und uns an der eigenen Nase herumgeführt?

Fröhlicher sind wir nie Teil der Masse gewesen als zu Zeiten, da wir mit Inbusschlüssel und rohem Holz hantierten und in unserer Ungeschicklichkeit mit Mr. Bean wetteiferten.



Konnte Massenware für unseren Individualistengeschmack überhaupt etwas taugen? Waren am Ende unsere Wünsche gar nicht so exquisit, und war deren Erfüllung uniformer, als es unsere ärgsten Albträume hätten vorführen können? Aber vielleicht dachten die Schweden einfach einen Tick schneller als wir. Sie hatten erkannt, dass der hochmütige Antikonformismus der modernen Individualisten mit ein wenig naturbelassenem Holz, mit einem Inbusschlüssel als Universalwerkzeug für den Zusammenbau der Möbel und einer in grausig fehlerhaftem Deutsch geschriebenen Anleitung bereits bestens bedient war.

Die Schweden bestanden derweil darauf, dass schöner Wohnen ein Grundrecht sei, und sie erteilten der Welt mit dieser Behauptung gleich eine der freundlichsten Lektionen in Demut: Der Individualismus sei durchaus massentauglich und sogar demokratiefähig. Und das bedeute keineswegs eine Kränkung, vielmehr sei damit die Nobilitierung zum Weltbürgertum verbunden. Seit beinahe sechzig Jahren schicken die Schweden die westliche und bald auch die ganze Welt (demnächst soll der indische Markt erschlossen werden) in die Schule des uniformen Geschmacks. Sie haben daraus geradezu ein postideologisches Dogma geschaffen – und damit nicht nur das Design und die Produktentwicklung revolutioniert. Indem sie mit den Menschen an jedem Ende der Welt sprachen und ihnen beim Wohnen zuschauten, haben sie etwas bemerkt, was noch nicht einmal den aufgeklärtesten Zeitgenossen ins Auge gesprungen war (und diesen vielleicht gerade zuallerletzt erst auffallen konnte): Die Menschen sind sich in ihren täglichen Bedürfnissen ähnlicher, als wir glauben.

Ob der Mensch einen Sari trägt oder einen Poncho oder eine Krawatte: Da bei steigendem Einkommen die Zahl der Gebrauchsgüter in einem Haushalt schneller zunimmt als die Wohnfläche,

verschärft sich das Problem ihrer Aufbewahrung. Das gilt von Südamerika über Norwegen bis Asien. So verblüffend einfach präsentiert sich die Welt dem Designer. Mag auch das Problem trivial scheinen, seine Lösung ist es nicht. Nicht weil sie schwer zu finden ist, sondern weil sie einen anderen Blick auf die Welt lehrt. Einem staunenden Publikum erklärte Ikeas Chefdesigner Marcus Engman im vergangenen Februar an den Zürcher Democratic Design Days – diese Veranstaltungen des schwedischen Möbelhauses finden weltweit statt –, es gebe in der Welt mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede. Design könne darum nicht nur schön, funktional und preiswert sein, es sei nicht nur demokratisch, Designer müssten universal denken lernen.

Die Welt neu sehen

Das Design verändert nicht die Welt. Aber vielleicht hilft es uns, die Welt neu zu sehen. Nicht mehr die Unterschiede stehen dann im Vordergrund, vielmehr die verbindenden Ähnlichkeiten. Vielleicht trägt Ikea mehr zur Demokratisierung der Welt bei als mancher amerikanische Think-Tank. Denn die Möbel der Schweden überbrücken mit gleicher Leichtigkeit die Grenzen der Kulturen und der Sprachen, wie sie alle Klassenunterschiede einebnen. Mag Ikea auch unseren Geschmack ein wenig korrumpieren oder, um es positiv zu formulieren: demokratisieren, nachhaltiger hat uns niemand den Dünkel der Individualität ausgetrieben und uns trotzdem in unserer Eigenwilligkeit bestärkt. Fröhlicher sind wir nie Teil der Masse gewesen als zu Zeiten, da wir mit Inbusschlüssel und rohem Holz hantierten und in unserer Ungeschicklichkeit (die für uns – kokett, wie wir waren – auch etwas Schmeichelhaftes hatte) mit Mr. Bean wetteiferten.